

Caring Community



Thomas Klie

Arbeitskräftemangel in der Pflege, zurückgehende Pflegepotenziale in der Familie, knappe öffentliche Kassen, wie soll das gehen mit der Zukunft der Pflege? Noch mehr Heime, aber mit welchem Personal? Noch mehr osteuropäische Hilfskräfte? „Wir sind in Sorge um die Sorge“¹: dass für uns gesorgt sein wird, wenn wir auf Hilfe verwiesen sind, dass wir auf unsere Familie nicht setzen können, wenn wir alt werden, dass Heime keine gute Zukunft verheißen.

Das Thema Sorge kommt uns nahe. Als Sorgende und als zu Umsorgende. Sorge ist aber keineswegs nur ein Thema des Alters. Junge Familien sorgen sich um die Kinderfreundlichkeit und die Infrastrukturen für ihre Kleinen, die für ihr Aufwachsen und die zunehmend wichtiger werdende Vereinbarkeit von Familie und Beruf essentiell sind. Wir sind in Sorge um menschliche Bedingungen des Abschiednehmens und Sterbens in einer Gesellschaft, in der Tod und Sterben immer mehr in Institutionen stattfindet und ihnen überantwortet wird. Leben und Sterben, dort wo ich hingehöre²: Das ist der Wunsch der meisten Menschen. Damit er sich erfüllt, braucht es kulturelle, infrastrukturelle und finanzielle sowie fachliche Voraussetzungen vor Ort. Wie soll er sich erfüllen unter den zu erwartenden Bedingungen? Liegt die Lösung in der „Caring Community“, ein Begriff der derzeit Konjunktur hat?



Der Begriff der „Sorge“

Sorge klingt manchen betulich und altmodisch. Andere reagieren geradezu aversiv auf diesen semantischen „Rückschritt“ in Richtung Familiarismus, Deprofessionalisierung und Romantisierung gegenseitiger Solidarität. Konnotiert ist der Sorgebegriff im deutschsprachigen Raum mit einem patriarchalen und autoritären Fürsorgeverständnis, das lange Zeit prägend war. Nun kommt dem Begriff der Sorge neue Aktualität zu. Ich umschreibe Sorge gerne als „vorausschauende teilnehmende Verantwortungsübernahme für sich selbst und andere. Albert Camus formulierte: „Die einfache ‚Sorge‘ ist aller Dinge Anfang“³. Er sieht die Sorge um den Anderen und auch das Glück des Anderen als zentrale Dimensionen menschlicher Existenz. Die Bereitschaft und das Interesse, die Gesellschaft im Kleinen mit zu gestalten, gehören zu den ganz wesentlichen Motiven, sich zu engagieren. Die Sorge kennt Bezugspunkte im unmittelbaren sozialen Umfeld: Familie, Freunde und Nachbarschaft („Nahraum“) – und im „Fernraum“, bezogen auf die Gesellschaft. Die Wieder- oder Neuentdeckung eines altmodisch wirkenden Sorgebegriffs problematisiert implizit die Dominanz einer ökonomisierten Sichtweise und der mit ihr ver-

bundenen „Degradierung“ des vulnerablen Menschen zum Kunden, zum Empfänger „qualitätsgesicherter“ Dienstleistungen⁴.

Anteilnehmende, vorausschauende Verantwortungsübernahme heißt wesentlich mehr als DIN ISO Qualität. Die Wiederentdeckung der „Sorge“ im zivilgesellschaftlichen und politischen Diskurs kann wichtige Reflektionsprozesse über sozialstaatliche Logiken und im gesellschaftlichen Miteinander anstoßen. Hierin liegt seine produktive Imitationsqualität. Bürgerinnen und Bürger bezweifeln, dass für sie gesorgt sein wird, wenn sie allein nicht zurecht zurechtkommen. Heime wurden zum Schreckgespenst, Sterben im Krankenhaus „wünschen“ sich nur 1% der Bevölkerung. Auch Angehörigen wollen sie nicht zur Last fallen. Man fürchtet sich vor unwürdigen Bedingungen einer Versorgung trotz ausufernder Qualitätssicherung und Kontrolle etwa in und über Heime. Sogar die Bereitschaft auf Lebensverzicht wird einem Schicksal als „Pflegefall“ vorgezogen. Eine besondere Sorge des modernen Menschen ist die Sorge um die eigene Würde und Persönlichkeit, wenn es um schwere Krankheit und Pflege geht. „So will ich nicht enden“: als „Pflegefall“, als „dementer Idiot“. Die Bereitschaft zum assistierten

Suizid wächst. Auf Hilfe anderer existentiell verwiesen zu sein, das Bild des kontrollierten, erfolgreichen Menschen einzubüßen, stellt sich als narzisstische Kränkung für den „selbstbestimmten“, „autonomen“ Menschen dar.

„Gemeinschaft“

In dem Leitbild der caring community wird die „Gemeinschaft“ betont. Was meinen wir damit? „Sorgende Gemeinschaften“ werden bisweilen mit einem modernen Hilfemix gleichgestellt, als Zusammenwirken von Staat, marktorientierten Dienstleistern, Nachbarschaften bzw. Angehörigen und freiwillig Engagierten. In dem Freiburger Modell für Wohngruppen für Menschen mit Demenz wird von der „geteilten Verantwortung“ gesprochen⁵: damit ist eine Konzeption und Praxis angesprochen, die das aufeinander bezogene Tätigwerden von Profis und Familienangehörigen, staatlichen Instanzen und Familie synergetisch und koproduktiv zu gestalten sucht. Geteilte Verantwortung und Hilfemix heißt nicht, der Mix bildet eine Gemeinschaft. Er braucht aber Gemeinschaft. Geteilte Verantwortung baut auf einem intelligenten Zusammenwirken, einer Kultur der Verständigung und Aushandlung und ökonomischer Effizienz des Arrangements. Gemeinschaft bedeutet mehr als wohlfahrtspluralistische Arrangements. Gemeinschaften sind geprägt durch Zugehörigkeit, durch gemeinsame Werte, durch Reziprozität. Ein intelligenter Bürger Profi Technik Mix kann Gemeinschaften stützen, neue initiieren und hervorbringen. Wir kennen die verschiedensten Gemeinschaften: die Familie, auch in einem familiensoziologischen Sinne, der über die Blutsfamilie hinausweist, Nachbarschaften, Freundeskreise, Formen der Selbstorganisation und Assoziation, Glaubensgemeinschaften mit ihrer spirituellen Qualität. Der territoriale Zusammenhang, die Kommunen mit ihren

Wohngruppen in „geteilter Verantwortung“ – Das Freiburger Modell

Bis in das Jahr 1999 gehen die Anfänge des Netzwerks für Wohngruppen für Menschen mit Demenz in Freiburg zurück, das zunächst vom Arbeitsschwerpunkt Gerontologie und Pflege an der Kontaktstelle für praxisorientierte Forschung, dann als Modellprojekt mit Förderung des Gesundheits- und Familienministeriums betrieben wurde. Der Netzwerkverein Freiburger Modell wurde im November 2004 gegründet. Er ist entstanden aus dem Projekt „Netzwerk Wohngruppen für Menschen mit Demenz – Freiburger Modell“, das vom AGP Institut für angewandte Sozialforschung an der Evangelischen Hochschule in Freiburg unter der Leitung von Prof. Thomas Klie durchgeführt wurde. Der Verein unterstützt die angeschlossenen Wohngruppen durch gezielte Beratung, fördert den gegenseitigen Austausch, moderiert die Entwicklung von verbindlichen Qualitätsstandards und sensibilisiert die Kommune für das Thema Demenz. Die Wohngruppen werden in geteilter Verantwortung betrieben, also durch verbindliche Kooperation von Angehörigen, Fachkräften, beruflichen und bürgerschaftlich Engagierten. Die älteste WG ist seit 10 Jahren am Netz, derzeit bestehen 10 aktive WGs, 6 weitere Initiativen werden beraten.

Die konzeptionelle Gestaltung und Ausrichtung des Vereins betont schon durch seine Zusammensetzung das Prinzip der "geteilten Verantwortung" durch einen partnerschaftlichen Mix von Engagierten aus der Bürgerschaft, Angehörigen und Professionellen. Einen Teil seiner Aufgabe sieht der Verein in der Vernetzung und fachlichen Begleitung der angeschlossenen und zukünftigen Wohngruppeninitiativen. Gemeinsame Grundlage sind verbindliche Qualitätsvereinbarungen, die die charakteristischen Merkmale des Freiburger Modells markieren. Seit Herbst 2011 finden gegenseitige Audits zur Qualitätssicherung und Weiterentwicklung statt. Ein weiterer Schwerpunkt liegt in der Öffentlichkeitsarbeit und Interessenvertretung für Menschen mit Demenz. Sei es um eine bedarfsgerechte, zeitgemäße Infrastruktur für Betreuung und Versorgung zu fördern, ihre soziale Teilhabe am öffentlichen Leben zu fordern oder für ihre Interessen bei sozialen Entscheidungsträgern einzutreten. Die angeschlossenen Wohngruppen sind Mitglied im Verein, seit November 2010 haben auch Privatpersonen die Möglichkeit einer Mitgliedschaft. Der Freiburger Netzwerkverein hat bundesweite Kontakte, wie WG-Qualitätsprojekt etc.

Die Erfahrungen im Freiburger Modell zeigen, dass „Geteilte Verantwortung“ einen Ausweg bietet aus dem Dilemma vieler Angehöriger: Überlastung hier oder Abgabe jeglicher Verantwortung dort. Geteilte Verantwortung bietet stattdessen gesteuerte und begrenzte Mitgestaltung und ein vielfältiges Aufgabenspektrum. Jede WG ist anders und wird von den Akteuren mitgeprägt. Zum Beispiel gibt es WGs, bei denen sich die Angehörigen-Mitarbeit kostenmindernd auswirkt. So sind die Angehörigen für Mietangelegenheiten verantwortlich, häufig führen sie die Haushaltskasse und übernehmen (Groß-)Einkäufe, auch hauswirtschaftliche oder handwerkliche Aufgaben und sie sind im Alltag für die BewohnerInnen da. Angehörigen-Mitarbeit ist obligatorisch (z.B. im Umfang von 20 Std./Monat) und wirkt sich kostenmindernd aus.

Voraussetzung für das Gelingen geteilter Verantwortung, so zeigte die Begleitforschung zum Freiburger Modell, sind transparente, organisatorisch fest verankerte Kommunikationsstrukturen und die Gleichberechtigung von Fachkräften, Angehörigen und bürgerschaftlich Engagierten. Dann erwachsen aus der geteilten Verantwortung besondere Qualitäten: Ihre notwendig hohe Prozessorientierung erlaubt es, flexibel auf wechselnde Bedürfnisse der BewohnerInnen einzugehen. Die Zutrittsregeln zur Wohngruppe sind ähnlich wie im Privathaushalt und sorgen daher für eine natürliche soziale Kontrolle sowie für kulturellen Austausch zwischen draussen und drinnen. Beruflich in diesen Wohngruppen Tätige berichten über eine hohe Arbeitszufriedenheit, die zu entsprechend seltenem Personalwechsel führt – eine Kontinuität, die den BewohnerInnen zu Gute kommt.

Ambulante Wohngruppen in geteilter Verantwortung sind nicht leicht zu verwirklichen, da komplexe organisatorische, rechtliche und ökonomische Aufgaben zu bewältigen sind. Hier kommt das trägerübergreifende Netzwerk ins Spiel, das nach Kräften Unterstützung leistet.

Weitere Informationen: Waltraud Kannen (Vorsitzende), info@freiburger-modell.de



unterschiedlichen Ebenen – etwa Kreis, Gemeinde, Ortsteil und Grätzel/Quartier schaffen Gemeinschaften, in denen soziales Miteinander als gegenseitige Verantwortung geübt und gelebt wird. Gewillkürte und gewachsene Gemeinschaften können sorgende Gemeinschaften sein oder werden. Welchen wir uns zugehörig fühlen bleibt einerseits unsere Entscheidung und ist andererseits abhängig von der Offenheit der jeweiligen Gemeinschaften: Von der Willkommenskultur in Nachbarschaften, der Offenheit von Freundeskreisen oder religiösen Gruppen und Kirchen. Verantwortung und Vertrauen⁶ sind die Grundlage einer zukunftsfähigen Gesellschaft. In den kleinen Lebenskreisen spielen die erlebte Zugehörigkeit, die soziale Aufmerksamkeit für den Anderen, nicht als technische Observierung oder Monitoring, sowie geteilte Werte und das Gefühl von Sicherheit eine große Rolle. Dem Staat kommt dabei in der Tradition einer subsidiären Ausrichtung⁷ die Funktion zu, die Bedingungen zu fördern, dass Gemeinschaften entstehen und gepflegt werden können, die bedeutsam sind: er trägt die Verantwortung für die erforderlichen Rahmenbedingungen. Das erfordert von ihm vor allem dort Aktivität, wo gemeinschaftliches Leben nicht von sich aus funktioniert oder gefährdet ist.

Lokale Communities und Verantwortungsgesellschaft

Wenn lokale Gemeinschaften in der „Verantwortungsgesellschaft“ thematisieren wer-

den, geht es nicht um die Beteiligung an qualitätsgesicherten Angeboten in der Logik eines ökonomisierten Sozialwesens. Hier geht es vielmehr – so argumentiert Marianne Heimbach-Steins⁸ – um Orte und Träger von Wohlfahrtsverantwortung, um das Spannungsverhältnis zur gesamtgesellschaftlichen Solidarität. Das bedarf sozialstaatlicher Rahmensetzung und lokaler Gestaltungsoptionen. Insgesamt spielt die sozialpolitische Neubewertung der Kommunen im Kontext einer Politik der „Sorgenden Gemeinschaft“ eine große Rolle. Die Infrastrukturverantwortung gehört auf die kommunale Ebene und dies in einer Weise, die Kommunen zu Nutznießern sozialer Investitionen macht.

Die für Deutschland typische Dominanz zentraler Steuerung im Leistungserbringungsrecht durch nationale Agenturen, die in vielen Bereichen Platz gegriffen hat, marginalisiert die Kommune in ihrer Steuerungsfähigkeit und -bereitschaft.

In Teilen Österreichs ist das anders, etwa in Vorarlberg, mit seinen ausgeprägten kommunalen Strukturen und Kulturen, deren vorsichtige Modernisierung durch das Land flankiert wird. Kommunen sind die Orte des guten Lebens, gelingenden Wohnens, der Inklusion – auch des leidenden Menschen, des homo patiens – im Alter zu begreifen und auszugestalten. In einer Gesellschaft des langen Lebens und demographischen Wandels wird die Qualität einer Kommune als inklusives Gemeinwesen und einer pathosophilen Kommunalität⁹, neben wirtschaftlicher Pro-

sperität zu einem wesentlichen Faktor für den Standort¹⁰.

Bei der sorgenden Gemeinde gibt der von Schulz-Nieswandt aufgegriffene Begriff der „Inklusionsgemeinschaft“¹¹ die Richtung an. Inklusionsgemeinschaft meint ein neues Gemeindeleben als Form eines stärker gemeinschaftlich akzentuierten interpersonalen Lebens. In ihr ist das eigene Leben auch auf den Anderen ausgerichtet: in sozialer Aufmerksamkeit, in nachbarschaftlicher Unterstützung, durch genossenschaftliche Formen der Bewirtschaftung des gemeinsamen Lebens und dies in Akzeptanz der Verschiedenartigkeit und Vielfalt. Von der Genossenschaftlichkeit des Polis-Gedankens unter modernen Bedingungen personaler Authentizität spricht Schulz-Nieswandt¹². Die Gemeinde gewinnt als Rechtsgenossenschaft auf der Basis der Reziprozität, die die Personalität der Menschen in ihrer Figuration der Gabe und Gegen-Gabe anthropologisch und rechtsphilosophisch voraussetzt, aber auch erzeugt, wieder an Bedeutung.

Ob eine solche substantielle Rekommunalisierung gelingen kann, ist keineswegs selbstverständlich. Nicht alle Kommunen sind dazu bereit und in der Lage. Ihre Ausgangslagen – sowohl kulturell als auch politisch und finanziell sind höchst unterschiedlich. Die Resonanzfähigkeit eines Leitbildes der „Sorgenden Gemeinschaften“ in unterschiedlichen politischen Lagern und in breiten Teilen der

örtlichen Bevölkerung, die Notwendigkeit eine neue vorsorgende und sorgende Sozialpolitik zu entwerfen, um gegenüber den Herausforderungen des demographischen Wandels nicht zu kapitulieren, geben dem Leitbild eine gewisse Potentialität.

Merkmale sorgender Gemeinschaften

In der Baden Württembergischen Engagementstrategie¹³ wurde das Leitbild der sorgenden Gemeinschaft aufgegriffen. Mit Blick auf die Bedeutung des Engagements für Pflegekontexte lassen sich ihre Merkmale wie folgt beschreiben:

In einer sorgenden Gemeinschaft

- wird das Grundvertrauen von Menschen gestärkt, die auf die Hilfe anderer angewiesen sind, seien es Kinder, Menschen mit Behinderungen oder vulnerable alte Menschen, dass für sie gesorgt ist und dies nicht nur in medizinisch-pflegerischer Hinsicht, sondern als ganzer Mensch.
- Sehen sich Menschen, die sich Pflegeaufgaben in ihren Familien und Nachbarschaften widmen, nicht allein gelassen, sondern können auf Unterstützung rechnen, sowohl von ihren Arbeitgebern als auch von den Professionellen in Kommunen und Diensten und Einrichtungen aber auch von ihren Mitbürgerinnen und Mitbürgern. Pflege darf nicht einsam machen, Betreuung von Menschen mit Demenz nicht in die Depression führen
- Ist eine wertschätzende und tolerante Aufmerksamkeit für Menschen mit Unterstützungsbedarf im öffentlichen Raum genauso selbstverständlich wie in der Nachbarschaft und den für die Menschen bedeutsamen Orten der Kultur, des Konsums und der Freizeit. Dies setzt neben einer warmherzigen Menschenfreundlichkeit auch Kompetenzen in der Bevölkerung im Umgang etwa mit Menschen mit Demenz voraus.
- gehen Angehörige, beruflich Tätige, Professionelle und Engagierte partnerschaftlich mit Aufgaben der Unterstützung, der Sorge und der Pflege um und bringen jeweils ihre besondere Kompetenz und ihre Talente ein. Sie teilen sich die Verantwortung für eine gute Versorgung und Teilhabe von auf Pflege und Unterstützung angewiesener Menschen.
- bleiben auf Unterstützung und auf Pflege angewiesene Menschen in ihrer eigenen Wahrnehmung aber auch in der Wahrnehmung ihres Ortes individuell bedeut-

sam, werden sie nicht zum „Pflegefall“ degradiert und können weiterhin an dem teilhaben, was ihnen individuell elementar bedeutsam ist: vom Gottesdienst bis zum Fußballspiel, von der Nachbarschaft bis zum Freundeskreis.

- teilen sich Mann und Frau und Angehörige unterschiedlicher Generationen Aufgaben der Sorge fair und schreiben sich Aufgaben der Sorge für andere in ihre alltägliche Lebensführung ein: als Angehöriger, als Nachbarn, als Mitbürgerinnen und Mitbürger.
- sehen ältere Menschen eine besondere Verantwortung für die Solidarität mit den Älteren, die der Pflege und Unterstützung bedürfen. Sie ist Ausdruck der intragenerativen Solidarität in einer Gesellschaft des langen Lebens.
- werden Menschen, die verletzlich sind, die auf Hilfe anderer angewiesen sind, in ihren Menschenrechten wirksam geschützt. Dieser Schutz ist eine vornehmte Aufgabe von Mitbürgerinnen und Mitbürgern und bürgerschaftlich Engagierten

Ausblick

Das Leitbild der Caring Community löst Kontroversen aus. Für die einen trägt es in problematischer Weise konservative Züge einer rückwärtsgewandten Familienpolitik und eines verklärenden Umgangs mit Nachbarschaften und Quartieren in modernen Gesellschaften. Woraus soll sich das soziale Miteinander speisen? Es entpflichtet den Sozialstaat und unterwerfe die BürgerInnen immer weiter einem Optimierungsgebot – nun auch noch in Sachen Engagement und Sorge. Für die anderen bietet das Leitbild eine Perspektive für eine notwendige Neuausrichtung einer Sozialpolitik im demographischen und sozialen Wandel. In jedem Fall wirft das Leitbild grundlegende anthropologische Fragenstellungen auf: welche Bedeutung weist der moderne Mensch der Sorge für den Anderen in der nachmodernen Gesellschaft zu. Hierüber lohnt der Streit und das Ringen.

Prof. Dr. habil. Thomas Klie

Evangelische Hochschule Freiburg/
Zentrum für zivilgesellschaftliche
Entwicklung

¹ Klie, Thomas: Die Ressource des sozialen Miteinanders, in: Herder Korrespondenz, Heft 05, 2014

² Dörner, Klaus: Leben und sterben, wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem, Neumünster 2007

³ Camus, Albert: Der Mythos des Sisyphos. 16. Aufl. Reinbek bei Hamburg 2013

⁴ Gronemeyer, Rainer: Das 4. Lebensalter: Demenz ist keine Krankheit, Pattloch, 2013; Klie, Thomas: Wen kümmern die Alten? Auf dem Weg in eine sorgende Gesellschaft, Droemer-Knaur, München 2014

⁵ Vgl. Klie, Thomas; Schuhmacher, Birgit: Das Freiburger Modell Wohngruppen für Menschen mit Demenz in geteilter Verantwortung, Bonn, 2011

⁶ Vgl. Kick, H.A./Unger, F. (Hg.): Verantwortung und Vertrauen. Grundlage einer zukunftsfähigen Gesellschaft. Heidelberg.2009

⁷ Klie, Thomas, Subsidiarität in der postmodernen Gesellschaft. Ein Sicherheitsversprechen?, in: Hans J. Hoch (Hg.), Sicherheiten und Unsicherheiten, Berlin, Wien u.a 2014

⁸ Heimbach Steins, Marianne: Wohlfahrtsverantwortung: Ansätze zu einer sozialetischen Kriteriologie für die Verhältnisbestimmung von Sozialstaat und freier Wohlfahrtspflege in: Martin Dabrowski, Judith Wolf (Hg.), Aufgaben und Grenzen des Sozialstaates, Paderborn 2007

⁹ Schulz-Nieswandt, Frank, Sozialpolitik und Alter, Stuttgart 2006

¹⁰ Vgl. Klie, Thomas: Intelligent Schrumpfen, IHK Wirtschaftsforum 2014

¹¹ Schulz-Nieswandt, Frank: Der leidende Mensch in der Gemeinde als Hilfs- und Rechtsgenossenschaft. Berlin, 2013

¹² Schulz Nieswand a.a.O.

¹³ Ministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Senioren Baden-Württemberg (2014 Engagementstrategie Baden-Württemberg–Lebensräume zu „Engagement-Räumen“ entwickeln. Ergebnisse des Beteiligungsprozesses und Bewertung www.zze-freiburg.de/assets/pdf/Engagementstrategie-Baden-Wrtemberg.pdf